Südwärts der Gotthardbahn.

Locarno am Lago maggiore, Juni 1882.

Schon der Völker erste Kindheitsträume
Schufen kühn sich lichte Wunderräume,
D'rin ein ewiger Lenz spielt in den Zweigen.
Und die Freude ewig führt den Reigen.
Selbst die Griechen, Hella's Sonnensöhne,
Trotz der Heimath eigner Lenzesschöne,
Träumten sich ein Land voll sel'gem Frieden
Garten — nannten sie's — der Hesperiden.
Doch verschlossen war die goldne Pforte
Zu dem traumhaft schönen Wunderorte —
Hochgethürmt umgaben Riesenwände
Seine früchteschweren Lenzgelände.
Da erstand ein Held — so singt die Sage —
Der den Pfad erzwang zum Zauberhage,
Der im Spiel der Sehnsucht Ziel erreichte.
Und der Welt des Gartens Früchte zeigte.
Wir auch, die erzeugt der rauhe Norden,
Sind von solchem Traum beseligt worden;
Der uns suchen ließ hier schon auf Erden
Nach dem Eden, d'rin wir selig werden.
Und dies Land voll Maienglanz und Frieden
Ließ die Sehnsucht finden uns im Süden
Wo die Alpen über Rebenhügeln
In Italien's blauen See'n sich spiegeln.
Wo in Farbenpracht der Himmel lächelt,
Myrthenlaub um Loorbeerzweige fächelt.
Doch auch uns versperrten Riesenwände
Weg und Steg zum herrlichen Gelände.
Bis auch hier ein Heldengeist erstanden,
Der zersprengt der Berge starre Banden
Der erzwang den Pfad, auf dem im Fluge
Froh wir folgen unserer Sehnsucht Zuge.

Vor wenig Wochen ist das neue Wunderwerk der Technik, der kühne Schienenweg durch die Felsenmassen des Sankt-Gotthard-Gebirges, eröffnet worden und die Presse der Welt hat zur Feier des schönen Festes dem Publikum noch einmal im vollen Umfang die Geschichte und Eigenart des großartigen Riesenbaues und die Bedeutung desselben für die moderne Kultur dargelegt und gepriesen. Deutschland und das Land seiner Jugendliebe, Italien, waren nun durch eine bequeme Straße verbunden, auf welcher die Eisenbahn in wenig Minuten den Reisenden aus der nordischen Alpenwelt der Schweizer Urkantone mitten in die heiter lachenden Gefilde des italienischen Südens hinüberträgt. Ein Weg war dem Verkehr zwischen Norden und Süden gebahnt, der dem Reisenden, welcher früh in Luzern erwacht, jetzt gestattet, am selben Tage in Mailand zu diniren, während zu Anfang des Jahrhunderts das Saumthier vier Tage brauchte, um nur die kurze Entfernung von Flüelen bis Bellinzona über das Joch des Gotthard's zurückzulegen und ein Engländer, der die Fahrt mit einer Kutsche unternahm, von Altdorf bis Magadino sieben Tage zubrachte. Eine schützende Bahn war gewonnen, die dem Verkehr zu jeder Zeit offen steht, während die stattliche Fahrstraße, ein Triumph des Wegebaues von 1830, wohl die Fahrt etwas abkürzte, aber des Winters, bis in Juni hinein vom Schnee auf Wochen oft unwegsam gemacht wird. Jetzt trotzt das zähe Dampfroß ruhig dem Schneesturm und der Passagier im Eisenbahnwagen hört, in das warme Polster gedrückt, nur gedämpft noch sein Heulen.

Vor wenigen Wochen ist die Gotthardbahn eröffnet und jetzt ist ihr Betrieb bereits in vollem Gange. Das festliche Gepränge ist verschwunden; die Verbrüderungsreden sind verklungen; ohne den Schmuck von Blumengewinden verfolgt die Bergslokomotive ihren Pfad durch die Unzahl der kleineren Tunnels und den langen Stollen, der direkt unter dem Berge der stillen Seen Göschenen mit Airolo verbindet. An Stelle der repräsentirenden Festgäste, die ernsten Blickes die Einzelheiten der technischen Großthat musterten, füllen Vergnügungsreisende die Wagen. Den wissenschaftlich prüfenden Fachreferenten hat der Feuilletonist ersetzt, der Natur und Leben vom Standpunkt des naiven Schönheitsgenusses betrachtet. Wir leben schnell; schon trägt das neue Treiben die Spuren der Gewohnheit. Das Ereigniß im Reiche der Technik wirkt schon im Dienste des Alltags, ein stumm schaffendes Glied am Riesenorganismus des Weltverkehrs; schon handelt es sich weniger um die mit Bewußtsein ausgeführte Fahrt durch den St. Gotthard, als um den schnellen Flug in die paradiesischen Gefilde des Südens.

Und doch kann sich auch der von Sehnsucht erfüllte Wallfahrer zu dem Tempel der Natur, dessen blau leuchtende Bedachung sich in den Seen Oberitaliens spiegelt, auf der Fahrt durch den Gotthard der Bewunderung für die hier vollbrachten Riesenleistungen der Technik nicht völlig entziehen, wenn er auch nicht über deren Einzelheiten nachgrübelt, für die ihm vielleicht alles Verständniß fehlt. Er muß sie beachten, nicht allein deßhalb, weil ihn die Fahrt durch die 62 kleineren und größeren Tunnels immer aufs neue darauf hinlenkt und abzieht vom bloßen Genuß der rechts und links vom Zuge sich entfaltende Natur, sondern in noch höherem Grade, weil diese Natur und ihre Schönheiten in allen wichtigen Momenten dem Auge aufs engste verbunden mit Merkwürdigkeiten des einzig gearteten Bauwerks erscheinen. Liegt es doch im Charakter desselben, daß gerade da seine Bahnen einen besonders kühnen Schwung annehmen, seine Viadukte, Brücken u. Schutzbauten sich häufen und das Unerhörte leisten, wo auch die zu bewältigende Alpennatur ihre schroffsten Abhänge, ihre gewaltigsten Schluchten das verwegenste Spiel ihrer Gießbäche und Stromschnellen seinem Vorwärtsdrängen entgegenstellte. Wohl kein Bau einer anderen Gebirgsbahn hat gerade mit der Elementargewalt des Wassers so nachdrücklich, so heiß und muthvoll zu kämpfen gehabt. Keine Bahn der Welt führt aber die Reisenden auch durch eine Szenerie, die gleich reich wäre an prachtvollen Aussichten auf großartige Kaskaden, an romantischen Einblicken in wild von Gebirgswässern durchtoste Waldthäler wie die Gotthardbahn. Und wo sich diese Art landschaftlicher Schönheit am machtvollsten offenbart, da hat auch der Blick Werke der Wegebaukunst zu bewundern, durch welche Menschengeist und Menschenkraft die Elementarkraft der Wassergeister zu meistern gewußt haben. So im Süden, wie im Norden. So im Thal der unbändigen Reuß, auf der deutschen Seite wie in der milder gearteten Valle Leventina, dem Thale des Tessin. Beide Kinder des Gotthard, dessen einsame Höhen, wie der Dichter des „Tell" sagt, die Heimath „ew'ger Seen sind, die von des Himmels Strömen selbst sich füllen", geben nach Norden und Süden der Eisenbahn die natürliche Richtung. Bei der Einfahrt in den Haupttunnel bei Göschenen verlassen wir mit der Welt des Lichtes mit ihren ungezählten Zuflüssen das Thal der Reuß, die hoch über uns ihre Quellen hat. Bei der Wiederkehr in die Welt des Tages bei Airolo blinkt uns mit der wärmeren Sonne des Südens der hellblitzende Ticino seinen Gruß entgegen, dessen Lauf die Bahn treu bleibt, bis der junge Fluß sich freudig in den Lago maggiore ergießt. Die ewigen Seen des St. Gotthard erschöpfen ihren Reichthum nicht, wenn sie vier Flüsse wie den Rhein, die Rhone die Reuß und den Tessin, schäumenden Wassers voll, in die Welt senden. In hunderten von Wasserfällen stürzen sich kleine und größere Gewässer von den Wänden des Gebirges in die kräftigeren Stromanfänge. Und die schönsten, die mächtigsten läßt uns die Gotthardbahn schauen. Laut wird das Aechzen der Lokomotive von dem Rauschen und Klingen der Wasser, die unten im Thal aufschäumen und rechts und links von den schneebedeckten Felsenhöhen sich niederstürzen, übertönt.

Düsterer freilich und großartiger ist der Eindruck dieses bewegten, brausenden, schäumenden, quellenden Lebens auf der nördlichen Seite, im Thale der Reuß. Kaum hat die Bahn den von Waldbergdunkel umschatteten Ausläufer des Vierwaldstätter Sees bei Flüelen verlassen, so drängt sich dieser Charakter der Landschaft dem Reisenden auf. Wir überschreiten den Schächenbach und die stille Reuß, und da wo rechts der düstere Surenenenpaß und Surenenhorn emporragen, gewinnt die Bahn das Ufer der Reuß selbst. Je mehr wir der Welt der grünen Vegetation entrückt und den Regionen des ewigen Schnees näher gebracht werden, übernimmt es das Berggewässer, die Gegend mit lebendigen Farben zu schmücken. Und mehr und mehr bewährt sich der hervorgehobene Zusammenhang zwischen den Großartigkeiten der Scenerien und der Bahn. Fast jeder lohnende Ausblick ist von Tunnelthoren umrahmt, erhält durch ein technisches Bauwerk lebensvolle Staffage. Gerade die Punkte, welche die verschiedenen Kehrtunnel umzirkeln, bieten die lohnendste Aussicht. Zwischen dem Windgellentunnel und der Eisernen Gitterbrücke hoch über die Reuß, welche wilde Romantik! Welch packende Eindrücke vor und nach der Fahrt durch den Pfaffensprung-Kehrtunnel! Welche geheime Musik dringt von allen Seiten an unser Ohr, berückend wie das heimliche Lied der brandenden Wogen des Meeres! Und wie malerisch durchziehen dann an den Abhängen des Leventinerthales das Grün der Kastanien- und Nußbaumwälder die silbernen Streifen der sich in den Tessin ergießenden Kaskaden, bis hinab zu den welligen Geländen, welche den Fuß zum Lago maggiore geleiten. Groß ist die Verschiedenheit beider Thäler, die Wasserfälle geben beiden einen verwandten Zug.

Doch nicht allein die geschaute Poesie der Landschaft weist uns auf die technische Herrlichkeit der neuen Bahnlinie hin. Auch der poetische Gedanke schlägt von der Sehnsucht nach der idyllischen Ruhe, die uns im Süden erwartet, zu der realen Welt des ruhefeindlichen Fortschritts, dem wir die Bahn verdanken, eine Brücke. Wem je das Wesen der wunderbaren Schönheit aufgegangen, deren Offenbarung die See im Süden der Alpen sind, der weiß, daß ihre Grundstimmung ein seliger Frieden, stille Anmuth, in Ruh' geeinter Harmonie bilden. Das Leben, das dem ruheverlangenden Pilgrim hier winkt, ist der absolute Gegensatz zu dem lärmenden, rastlosen, vorwärtsdrängenden Leben des Handels und Wandels in unseren Städten und Industrieplätzen. Hier nie ermüdender Kampf, da wohliger Frieden. Hier ein nach außen gerichtetes Wirken und Schaffen, dort ruhige Beschaulichkeit, das dolce far niente, wie es die Sprache des Landes bezeichnet. Alle, die wir im Dienste der modernen Kultur und Industrie, des modernen Handels und Verkehrs arbeiten, einen Platz am Webstuhle des Fortschritts ausfüllen, führen ein Leben unter'm Hochdruck, einer Anspannung der Nerven auf's Aeußerste. Kein Wunder, daß die Abspannung nicht ausbleibt. Kein Wunder, wenn wir die Pausen, welche die Arbeit uns gönnt, lieber verbringen im Genuß der Ruhe, als im Genuß neuer Aufregungen. Die abgespannten Nerven sehnen sich nach Ausspannung. Unter dem Einfluß dieses Gesetzes ist die moderne Sommerreise mehr und mehr aus einer Hetzjagd von Ort zu Ort, aus einer rastlosen Pilgerfahrt von Gallerie zu Gallerie, von Monument zu Monument, von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt: zu einer Wallfahrt nach einer Villegiatur in schöner Umgebung geworden. Von diesen Villegiaturen — und ihre große Zahl belehrt uns, wie so reich an Schönheiten schon das Heimathland ist — sind die stillen Villenorte an den Ufern des Lago maggiore, der See'n von Lugano, Como und Garda unbestritten diejenigen, welche das geträumte Ideal am wundersamsten und entzückendsten verwirklichen. Und wie schwer und umständlich war bisher dem Kranken, dem Nervenschwachen gerade die Reise an diese Gestade. Wie Wenigen war wegen ihrer Kostspieligkeit die Wallfahrt in diese Welt voll seligen Friedens vergönnt. Jetzt ist dieselbe ebenso leicht zu bewerkstelligen wie billig durchzuführen Dank der unerhörten Anstrengungen der Technik. So vermittelt die Macht, die unseren Nerven so feindlich ist, wiederum freundlich uns die Wege, die unseren Nerven Linderung bringen. Nicht zurückschreckend vor dem Opfer von Menschenleben ward die Straße dem rauhen Felsen abgetrotzt, hunderte gingen dabei zu Grunde, Favre, der kühne Baumeister, kam im Tunnel um's Leben: das vollendete Werk steht nun bereit, Tausenden Erquickung, Heilung und frisches Leben zu bringen.

Dieser Gedanke voll Versöhnung und Erhabenheit beherrscht die Seele mehr und mehr, je weiter uns die Bahn in die italienische Landschaft hineinträgt. Man hält es für Uebertreibung, wenn Reisende erzählen, in Airolo eine andere Luft, ein anderes Aroma geathmet zu haben, als eine halbe Stunde vorher in Goeschenen, bis man es selbst erlebt. Bei Nebel und Regen hatten wir den Dampfzug in Flüelen bestiegen. Ein rauher Wind begleitete die Musik der schäumenden Berggewässer im Reußthal mit seinem Geheul. Bei unserer Ankunft in Goeschenen, wo ein gutes Mittagsmahl bereit steht, umwirbelte uns Flockengestöber. Dann nahm uns die Finsterniß auf. Durch die Eingeweide des mächtigen Alpenstocks ging die unheimlich geheimnißvolle Fahrt. Da mischt sich Tageslicht mit dem gelben Lampenschimmer, Sonnenstrahlen umspielen die Fenster. Wie erlöst vom Bann, der auf uns lag, öffnen wir sie. Ist's ein Traum? Sind es Gebilde der Phantasie, welche die lange Fahrt im Tunnel hervorrufen? Ueber uns blauleuchtender Himmel statt grauen Nebelgewölks, um uns die warme, weiche Luft des Südens an Stelle naßkalter Wetterschauer, wellige Hügel von edlen Kastanien bestanden, Weinreben, die in südlicher Ungebundenheit ihr üppiges Blätterwerk über halb aus Stein und Lattenwerk errichteten Lauben schlingen, statt der nahen Nachbarschaft von rauhen Felsenkegeln und eisigen Gletschern. In dieser Ueberraschung, in der Plötzlichkeit des Uebergangs von Nord und Süd liegt wohl der Hauptreiz der Fahrt. Der erste Blick auf die malerischen Bignen, der erste würzige Gruß der Orangen- und Magnolienblüthen, der erste Kuß, den strahlend, duftend, schmeichelnd die Luft des Südens uns auf die Stirne drückt, wirkt wie ein süßer bestrickender Zauber, unter dessen Bann wir weiter wandeln, bis wir die blühenden Gärten dieses Hesperiens wieder verlassen. Die weißen Alpenhäupter, die immer mehr hinter uns bleiben, erscheinen uns nur noch wie gewaltige Grenzwächter zweier in allem verschiedenen Welten. Von Faido an, nachdem uns noch einmal zwischen den Tunneln von Freggio und der großartigen, den hier noch wilden Tessin überbrückenden Polmengobrücke die düstere Großartigkeit der Alpenregion aufgegangen, umstrahlt uns die Scenerie mit der malerischen Buntheit und der plastischen Formenschöne des Südens. Schon ragen die langgestreckten gradkantigen Glockenthürme auf, schlank wie Minarets. Schon umschlingen sich Pflanzenwerk und Wohngebäude, als ob beide in pitoresker Schönheit gleichzeitig aus der Hand der Natur hervorgegangen. Schon schichten sich die von Laubhainen und Reben übergrünten Höhen terrassenweise empor zu dem Hintergrund der Alpenberge. So geht es über Biasca, über Bellinzona mit seinen zinnengekrönten Bergkastellen. über Cadenazzo, wo sich die Linien nach Lugano und Locarno trennen, auf dieser letzteren hinab über die derrliche Verjascabrücke an das Ufer des Lago maggiore.

Das alte malerische am Ufer sich aufbauende schweizerische Locarno ist bereits eine Stadt von rein italienischem Gepräge, mit engen Straßen, stattlichen Palazzi, mit geschäftig belebten Arkaden und buntem Blumenschmuck in Fenstern und Mauerwerk. Die ganze Pracht südlicher Vegetation umwogt uns aber in dem Garten, der vor den Balkonen des prächtig auf der Höhe gelegenen Grand Hotel Locarno sich ausbreitet, und an den Ufern des Sees, wo Villa an Villa, Garten an Vigne und Campagna sich reiht, in denen, frei im Winter wie im Sommer gedeihend, das Immergrün der Myrthen und Lorbeerbäume rauscht und mit dem Duft der Orangen und Magnolienblüthen die leuchtende Farbenpracht der Granate mit dem Goldschimmer der Citrone sich eint.

Nun eine Barke genommen und in die grüne Fluth hinausgerudert! Im Glanz der Abendsonne grüßten aus der Ferne die erhabenen gletschergekrönten Alpengipfel, blau überragt vom Himmel, dessen milder Glanz die ganze Landschaft friedlich überstrahlt. Wie ein Traum liegt die Fahrt durch den Gotthard hinter uns. Die Welt, die uns umgibt, nimmt ganz unsere Sinne gefangen, Wir sind im Lande der Sehnsucht unserer Dichter....

Wetterwolken umfingen
Uns auf des Gotthard's Höh';
Hier die Nebel zergingen,
Licht und Blüthenduft schwingen —
Schwingen —
Grüßend sich über den See.

Dort noch wirbelte Flocken
Uns der Nord in's Gesicht;
Hier in die flatternden Locken
Leuchtende Blüthenglocken —
Glocken —
Freundlich der Süden uns flicht.

Und die wir hinter uns ließen,
Voller Beschwerden, die Spur,
Grüßt über Hainen und Wiesen
Uns nun als Pforte zu diesen —
Diesen —
Wundern der hehren Natur.

Herrlicher, sonniger Süden,
Zaubergewaltiger Du!
Höhe und Thal, so verschieden,
Ein'st Du in seligem Frieden —
Frieden —
Strahlend in Schönheit voll Ruh.

Johannes Proelß.

Warum wir falsch citiren.

Es gibt Leute, die höchst ungemüthlich werden können, wenn in ihrer Gegenwart ein Citat ungenau und abweichend von seiner Ursprungsform gebraucht wird. Sie halten es für eine Versündigung an der Literatur oder doch mindestens an dem Schriftsteller, der der Urheber des Citates ist, wenn das geschieht. Sie fragen auch nichts danach, ob die „Fälschung" nicht schließlich auf eine Verbesserung hinausläuft. Sie werden darum die Frage: Warum citiren wir falsch? als eine höchst müßige betrachten oder mit der kurzen Antwort abfertigen: Aus Unachtsamkeit, Oberflächlichkeit und Leichtsinn.

Damit geben wir uns aber nicht zufrieden. Denn, zugegeben, daß sehr vielen Verstößen gegen die ursprüngliche Fassung geflügelter Worte eine Untugenden zu Grunde liegen, läßt sich doch andererseits eine gewisse Regelmäßigkeit in jenen Verfehlungen nicht verkennen. Im Allgemeinen — und Ausnahmen müssen auch hier die Regel bestätigen helfen — werden die Fälschungen der Citate unter einige wenige Gesichtspunkte zu bringen sein. Jene regelmäßige Wiederkehr von Merkmalen läßt eben auf das Vorhandensein von Gesetzen schließen, unter deren Bann wir handeln. Schon von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir gegen eine allzu pedantische Auffassung des Citirens protestiren; die nachfolgenden Bemerkungen werden ergeben, daß jene Gesetze auch der ästhetischen Begründung nicht ermangeln.

Der Dichter, der Redner, der Historiker und wer es sonst sei, dem wir ein geflügeltes Wort verdanken, wirft es mit allen Ecken und Kanten des Individualismus in das Leben. Zu einem Zwecke ist es geschaffen und diese Zweckbestimmung haftet ihm in erkennbarer Weise an. Aber das Volk, oder besser gesagt, das Publikum kann mit dieser eigenartigen, mit subjektiven Zuthaten versetzten Form in vielen Fällen nichts anfangen. Für dasselbe existirt der individuell begrenzte Gesichtskreis dessen, der das Citat geschaffen, nicht, und dem entsprechend bindet es sich auch nicht streng an die gegebene Form. Es läßt die Schöpfung des Dichters noch einen zweiten Werdeprozeß durchmachen, der die Perle aus dem Schmuck, in dem allein sie werthvoll zu sein schien, heraushebt und für jede Fassung passend gestaltet. An ihrer Kostbarkeit verliert sie dadurch nichts. Man kann diesen Vorgang mit dem Abschleifen der Kiesel durch das fließende Wasser vergleichen; wie die Ecken und Kanten des Steines nach und nach durch den Bach beseitigt werden, so benimmt der lebendige Strom des Volksbewußtseins den Gedanken des Individuums die ihnen anklebenden Rauhheiten, Unregelmäßigkeiten und Eigenheiten und macht sie erst zu „geflügelten Worten". Ein sklavisches Nachbeten liegt dem Volksbewußtsein fern; es sucht und findet in den Ideen des Individuums seine eigenen, und wo dieser Aneigung Hindernisse in den Weg treten, da schafft es sie bei Seite. In dieser Thätigkeit der objektiven Volksseele ist vielmehr ein Korrektiv des einseitigen Individualismus zu finden, als eine Fälschung.

Das Volk will nicht citiren, es abstrahirt bei der Benutzung geflügelter Worte gänzlich von dem literarischen und historischen Interesse und modelt es deshalb um, wo ihm das nöthig erscheint. So ist es erklärlich, daß es oft da verallgemeinert, wo der Schriftsteller specialisirt, und umgekehrt, daß er einem allgemein gehaltenen Citat eine specielle Färbung gibt. In Göthes „Italienischer Reise" heißt es: „Der Kunst ist das Beste gut genug." Göthe hat nun diese Beschränkung nicht, sondern gebraucht es in der allgemeinen Fassung: „Das Beste ist gut genug." Sehr häufig, vielleicht am meisten ist die willkürliche Abänderung des Citates eine logische Folge der Herausreißung einer einzelnen Stelle aus dem Ganzen. „Es soll der Dichter mit dem König gehen" wird citirt anstatt des richtigen „Drum soll der Dichter mit dem König gehen." Ebensowenig kümmert sich das Publikum um die Schlußfolge, wenn es citirt: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt". Jedermann sagt: „Es rast der See und will sein Opfer haben," während es richtig heißt: „Da rast der See u. s. w." Zuweilen werden aus einem längern Gedichte oder aus einer Rede ein paar Worte heraus und nach willkürlicher Zusammensetzung in allgemeinen Gebrauch genommen. Dahin gehören die „guten Leute und schlechten Musikanten" der „beschränkte Unterthanenverstand" u. s. w. Noch kecker wird dann verfahren, wenn mit der Form der ursprüngliche Gedanke verändert wird. So citiren wir nach Seneca allgemein: Non Scholae, sed vitae discimus, d. h. wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben. Seneca hat indeß das Gegentheil gesagt: non vitae sed scholae discimus. Seneca rügt also, daß die Schulweisheit nicht für das praktische Leben tauge. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Auffassung, die man von der Ersprießlichkeit des in der Schule Gelernten hatte. Alle diese Abänderungen sind nothwendig, um das aus dem Zusammenhang gerissene Wort zum selbstständigen Gedanken zu erheben.

Nicht selten führt das Publikum auch die Feile, die der Dichter anzuwenden unterlassen hat. Die Berechtigung hierfür wird man ihm nicht absprechen können und wollen, wenn man bemerkt, daß es nicht verballhorisirt, sondern verbessert. Schönheit der Form, Klarheit des Gedankens und Prägnanz des Ausdrucks, findet sich oft in dem „gefälschten Citat" in höheren Grade, als in dem richtigen. In „Preciosa" heißt es: „Wird man wo gut aufgenommen, muß man ja nicht zweimal kommen." Statt dessen wird immer citirt: „Wird man wo gut aufgenommen, muß man nicht gleich wieder kommen.". Die letztere Fassung gibt den Gedanken, daß die öftere Inanspruchnahme der Gastfreundschaft mit Unannehmlichkeiten verknüpft sei, jedenfalls weit treffender wieder. „Zahlen entscheiden", dies Wort des Physikers Benzenberg wird überall in „Zahlen beweisen" verwandelt und verliert dadurch gewiß nichts. In Miller's Liede „Zufriedenheit" lauten die beiden Endverse der 2. Strophe: „Je mehr er will, nie schweigen seine Klagen still." Im täglichen Gebrauch hören wir öfters „Wünsche" anstatt „Klagen", und in der That rechtfertigt der ganze Sinn der Verse diese Veränderung, denn der Begehrlichkeit des Unzufriedenen entspricht dieselbe. Wenn Schikaneder in der Zauberflöte sagt: „Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen", so spricht er ein großes Wort gelassen aus: wir citiren vernünftiger: „Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen. In der Rütliscene (Tell, 2. Akt) heißt es: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern", um den Gedanken des unverbrüchlichen Zusammenhaltens prägnanter zum Ausdruck zu bringen.

Oft ist es auch die künstlerische Form, die verbessert wird. Aus der Schiller'schen Prosa: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen" wird das dem Ohre angenehmere: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen." Schillers Wort: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil" wird oft angewandt, aber immer hören wir „keinem Sterblichen" sagen, anstatt keinem Irdischen. So schön diese letztere Bezeichnung an sich ist, sie klingt fremdartiger und wird darum gegen die gebräuchlichere vertauscht. Auch andere Rücksichten sind es, welche eine Aenderung bedingen. In Schiller's „Don Carlos" heißt es: .... Der Knabe Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden. Der Deutsche kann aber mit dem spanischen „Don" nichts anfangen und sagt daher einfach: Der Knabe Carl fängt an mir fürchterlich zu werden. Diese letztere Veränderung mag übrigens auch von Gründen des Wohllauts dictirt sein.

Hinwiederum gehen andere Citate schriftgerecht von Mund zu Mund, denen eine populäre Abschleifung höchst ersprießlich gewesen wäre. Erinnert sei hier an den Seume'schen Kanadier, „der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte." Dieser vortreffliche Wilde paradirt bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten zum Citiren trotz eines erheblichen Leibschadens, den er besitzt. Denn bei näherem Zusehen wird man entdecken, daß die „übertünchte Höflichkeit" zwar ein sehr gut gemeintes, aber auch sehr verfehltes Bild ist. Seume hat doch die Höflichkeit als die Tünche bezeichnen wollen, nicht aber als das Uebertünche, als den Firniß, wie das Citat besagt. „Aufgetünchte Höflichkeit" wäre das allein Richtige gewesen.

Genug, ich glaube einige gewichtige Gründe dafür geltend gemacht zu haben, daß das Geschrei über das „falsche Citiren" zum großen Theil dem Leichtsinn, der Unachtsamkeit, der Oberflächlichkeit entspringt, also den Untugenden, über die es klagt. Damit soll beileibe nicht der Liederlichkeit das Wort geredet, noch etwa zur Nachfolge Karl Brauns aufgefordet werden. Im Gegentheil. Für den Schriftsteller, den Redner, den Journalisten besteht die Pflicht, beim Citiren mit peinlicher Strenge vorzugehen. Das Volk aber darf nicht mit gleichem Maße gemessen werden, es hat ein Recht, das dem Individuum nicht zusteht, das Recht, dem Golde, das der Einzelne aus dem Schachte seines Geistes zu Tage fördert, sein Gepräge zu geben. Man kann ihm nicht ansinnen, es solle unbesehen nehmen, was ihm geboten wird und gleichsam ungefügeBarren dem Verkehre übergeben. Denn wahr ist, daß der Dichter das Wort schafft, aber ebenso wahr ist, daß diesem Worte erst das Volk die Flügel verleiht.

„Hol' ihn der Kukuk!"

Ja, wen denn? Das ist gleichgiltig, lieber Leser, wem du diesen Wunsch an den Hals wirfst; es frägt sich nur, was du eigentlich damit wünschest. Bist du so recht ergrimmt, fast bis zur Wuth aufgestachelt, so donnerst du deinem Widersacher vielleicht zu: „Hol' dich der Teufel!" Ja, du fragst gar nicht, wer oder was es ist, was dich gereizt; war's ein Mensch, oder das Wetter, oder was immer — du sagst im gleichen Groll: „Der Teufel soll's holen!" Nun, siehst du, lieber Leser, so weit wir's heutzutage auch in der Erforschung des Unbekannten gebracht, die Adresse des Teufels ist uns noch gänzlich unbekannt; du hast höchstens die naive Meinung, daß dieser schwarze Unhold in weiter Ferne oder Tiefe logire, und denkst dir, wenn du etwas im Grimme zum Teufel wünschest, daß dieses Etwas, dem du spinnefeind bist, je weiter von dir entfernt, desto besser aufgehoben wäre.

Kleiden wir aber unsere grimme Verwünschung in eine mildere Form, so pflegen wir manchmal zu sagen: „Hol's der Kukuk!", oder „Geh' zum Kukuk" Wie kommt denn aber unser Grimm auf den Kukuk, diesen harmlosen kleinen Vogel, der wohl im Stande ist, Raupen zu „holen", nimmermehr aber eine uns gehässige Sache, und sei es auch nur das kleinste Hühnerauge der kleinen Zehe, das unsern Unwillen lebhaft erregte?

Und dennoch hat der beliebte Zornes-Ausruf einen gewissen Sinn. Des Kukuks Heimathland ist Afrika; uns besucht er nur als Sommergast; er ist sehr empfindlich, und lange ehe noch die Stürme über unsere Stoppelfelder fegen, kehrt er zurück in sein heißes Vaterland. Wenn er nun im Stande wäre, etwas uns Verhaßtes oder Lästiges von uns weg, beispielsweise nach Nubien oder zu den Zulus mitzunehmen, so wäre dies allerdings für Jemanden oder Etwas, dem wir nicht grün sind, ein prächtiger Aufenthalt, und darum vielleicht sagen wir: „Zum Kukuk!" oder „Hol' ihn der Kukuk!"

In den Augen der großen Menge hat dieser Vogel, so bekannt er allgemein ist, noch immer etwas Geheimnißvolles. „Mama!" sagt im Walde draußen die kleine Bella, „hörst du den lieben Kukuk?" Und Mama, wie Papa lauschen gerne dem zweitönigen, jedoch melodischem Rufe. Das ist aber auch meistens Alles, und dabei bleibt es. Wie lange ist es her, daß selbst Jäger den harmlosen Waldgast nach Möglichkeit erlegten, in der Meinung, daß er kleine Vögel fresse oder Eier aussaufe u. s. f. Auch sonst gab es der üblen Nachrede genug. Hat doch dieser befiederte Schlauberger die Eigenthümlichkeit, die Früchte seiner Liebe andern, u. zw. den allerkleinsten Sängern zum Ausbrüten unterzuschieben und überläßt dann den ungeschlachten großen Bengel den über die absonderliche Bescherung erstaunten Zieheltern, ohne sich im geringsten zu kümmern, was dies für namenlose Sorge und Mühe kosten mag! Dies aber ist ihm so von der Natur vorgezeichnet und wird uns stets als Eigenthümlichkeit auffallen, gibt uns aber kein Recht zu schlimmen Vorurtheilen.

Das Schlechte wird wohl rasch genug über irgend Jemand ausposaunt, das Gute aber wenig oder gar nicht. Darunter leidet oft noch der Kukuk. Wie Wenige wissen, daß er, der einzige Vogel, der rauhaarige Raupen verzehrt, gerade dadurch sehr nützlich wird?

Das Alter der Vögel.

Eine der interessantesten Spezialforschungen ist die nach dem Alter der Vögel. Es hielt freilich schwer, etwas Genaueres über die Lebensdauer der einzelnen Gattungen zu ermitteln, zumal im Käfig ein Vogel nie so alt wird, als in der Freiheit. Das höchste Alter erreicht der Schwan, von dem bekanntlich die Sage wissen will, daß er stumm sei und erst in den letzten Augenblicken seines Lebens einen leisen, wehmüthigen Gesang anstimme. Von ihm behauptet man, daß er 300 Jahre alt werde. Der Naturforscher Naumann führt in seinem Werke „Die Vögel Deutschlands" Beispiele hierzu an, und auch von anderer Seite wird diese fast unglaubliche Angabe bestätigt. Ihm am nächsten steht der Falke, von dem Knauer in seinem „Naturhistoriker" bemerkt, daß man Vögel von dieser Art gekannt habe, die 162 Jahre alt geworden seien. Ein ähnlich hohes Alter, vielleicht auch ein höheres, erreichen die Geier und Adler. So starb im Jahre 1719 ein Steinadler, der 104 Jahre vorher gefangen worden war und vielleicht vor dieser Zeit schon eine Reihe von Jahren gelebt hatte. Ein weißköpfiger Geier, den man 1706 eingefangen hatte, starb in der Menagerie zu Schönbrunn bei Wien im Jahre 1824, erreichte also das respektable Alter von 118 Jahren in der Gefangenschaft. Auch Papageien sollen selbst in der Gefangenschaft 100 Jahre und darüber ausgedauert haben. A. v. Humboldt erzählt von dem Aturen-Papagei, die Indianer behaupteten, sie verständen ihn deshalb nicht, weil er die Sprache des untergegangenen Aturenstammes spreche. Wie die Raubvögel und Papageien, so sehen auch die See- und Sumpfvögel ganze Geschlechter der Menschen kommen und gehen. Eidergänse will man über 100 Jahre beobachtet haben.

Dr. Weismann bemerkt sehr richtig: „Das lange Leben ist für die Vögel eine Kompensation für verhältnißmäßig geringe Fruchtbarkeit und die enorme Zerstörung ihrer Brut. Auf der kleinen schottischen Insel St. Kilda werden alljährlich über 20,000 Junge und eine Unzahl von Eiern des großen Tölpels (Sula) von Menschen gesammelt, und obgleich dieser Vogel nur ein Ei jährlich legt und vier Jahre braucht, um heranzuwachsen, so vermindert sich seine Zahl dort dennoch nicht. Von den Brutplätzen der Insel Sylt werden alljährlich etwa 30,000 Möven- und 20,000 Seeschwalben-Eier ausgeführt, und es scheint, daß auch hier bei planmäßigem, ein Vertreiben der Vögel vermeidendem Einsammeln keine Verminderung derselben bisher eingetreten ist." Solche Vögel müssen also ein sehr hohes Alter erreichen, sonst wären sie längst ausgestorben. Auch der von Jung und Alt gern gehörte Frühlingsbote Kukuk erreicht ein ganz ansehnliches Alter. Man hörte einen solchen, der an einem etwas fehlerhaften Rufe leicht kenntlich war, 32 Jahre nacheinander in demselben Waldbezirk. Eine sehr lange Lebensdauer hat auch der Rabe. Der schon oben erwähnte Naturforscher Naumann behauptet, daß derselbe 100 Jahre alt werde, und von Elstern hat man Beispiele, daß dieselben 20 bis 25 Jahre in der Gefangenschaft aushielten. Von unserem Haushuhn wissen wir, daß dasselbe 15 bis 20 Jahre lebt. Der Fasan kann sein Leben auf 15, der Truthahn auf 16 und die Taube das ihre auf 10 Jahre bringen. Die kleinen Singvögel leben etwa 8—18 Jahre, eine Nachtigall in der Gefangenschaft hält es höchstens 8—10, eine Amsel 12—15 Jahre aus, ebenso der Kanarienvogel.

— "Es gibt noch Richter in Berlin!" Der Wunder-Natur- und Kräuterdoktor, Herr Krüger, stand kürzlich vor den Schöffen, um sich wegen unbefugter Ausstellung eines Todten scheins zu verantworten. Es erschien der kleine Herr mit einer Menge großer und kleiner Bücher, welche er unter merklicher Kraftaufwendung auf der Anklagebank neben sich placirte, und anscheinend mit wohleinstudirter Vertheidigungsrede im Kopf. Doch war er wahrscheinlich aus Unkenntniß des Ganges des gerichtlichen Verfahrens gehindert, sie rechtzeitig anzubringen. Denn er gab den Thatbestand zu, der Gerichtshof zog sich zurück und publizirte nach kurzer Berathung eine Geldstrafe von 20 Mark, da durch die Handlungsweise des Angeklagten Niemand beschädigt worden war. Jetzt wurde dem Herrn „Doktor" sein Fehler klar. „Was, ich soll schon verdonnert sein?" ruft er in Extase aus. „Aus diesen Büchern" — dabei hebt er seine 20 Kilo Weisheit in die Höhe — „kann ich Ihnen beweisen, daß ich alle Menschen curire, die zu mir kommen. Wenn nun mal einer aus Mißverständniß stirbt, dann werde ich wohl darüber auch einen Todtenschein ausstellen dürfen!" Der Präsident bedeutet dem Erregten, daß nunmehr seine Sache ihr Ende habe. „Nimmermehr!" schreit der Doktor mit komisch wirkenden Pathos, „denn wir haben noch Richter und ein Obertribunal in Berlin, he! das ihnen weisen wird, wie man Recht zu sprechen hat!" Damit erfaßt er seine Folianten, bedeckt sein Haupt mit einer Mütze aus Strohgeflecht und verläßt mit